

Kunstfälscher Hauser

Wie Restaurator Hauser und seine jüdischen Helfer Geschäfte machten

Herstellung von echten „alten“ Meistern

Vor der 4. Großen Strafkammer des Landgerichts Berlin unter Vorsitz von Landgerichtsrat Schlieper begann am Dienstag vorm. die Verhandlung gegen den vormaligen ersten Restaurator der staatlichen Gemäldegalerien, Professor Alois Hauser, und gegen drei Gebrüder, die Kunsthändler Willi Borchardt, Alfred Joseph und Paul Rosenthal. Die Anklage wirft ihnen gemeinschaftlichen Betrug, Hauser auch noch schwere Urkundenfälschung und Unterschlagung vor.

Es ist ein eigenartiges Bild, das diese Verhandlung bietet. Solange die Schiedsungen gut gingen, waren die Beschuldigten völlig normal, als es schief ging, entdeckten sie alle möglichen Gebrechen und Leiden. Deshalb wird, obwohl es sich nur um „Gemälde“ dreht, doch nicht der Kunstfachverständige, sondern der Mediziner das letzte Wort zu sprechen haben.

Zur Person gab Hauser an, daß er in München geboren ist. Er entstammt einer alten Künstlerfamilie, sein Großvater war Restaurator an der Pinakothek, sein Vater am Kaiser-Friedrich-Museum. Er besuchte die Kunstschule und wurde schon im Jahre 1911 in Berlin angestellt. Vor vier Jahren wurde er als erster Restaurator der staatlichen Gemäldegalerien pensioniert. Die Pensionierung hatte verschiedene Gründe. Er reichte ein ärztliches Attest ein, das ihm teilweise Farbenblindheit und Morphiniumsucht bescheinigt haben soll. Ferner war für die Pensionsentscheidung die Tatsache maßgebend, daß er „ausnahmslos künstlerisch wertlose“ Bilder, wie Prof. Böhngang, mit falschen Namen bezeichnet hatte, teilweise sogar mit Namen von Künstlern, die nicht einmal in den Stil des betreffenden Meisters hineinpaßten. Alle Gutachten sind ganz eindeutig und falsch abgefaßt zugunsten des Händlers, dem die sogenannten „Gemälde“ gehörten.

Schon während seiner amtlichen Tätigkeit hatte Hauser sich hauptsächlich durch die Abgabe der Expertisen ernährt und verdankt das „Geld“ so gut, daß er damit monatlich bis zu 6000 Mark verdiente, neben dem Gehalt von 800 Mark. Auch seine Pension betrug an 500 Mark. Da er nach wie vor als Gutachter auftrat, ist es einfach verständlich, wie er bei seinem Ruf einkommen immer wieder von einer wirtschaftlichen Notlage sprechen kann und 50.000 Mark Schulden machen konnte. Daneben war er noch als Sachverständiger beim Kammergericht zugelassen worden, eine Tätigkeit, zu der er ohne sein Zutun im Jahre 1930 gekommen sein will.

Ich bedauere lebhaft, Sachverständiger gewesen zu sein. Man fragte bei mir an, ob ich es werden wollte. Bei Zustimmung hatte ich nur eine Stempelmarke, die wenige Mark kostete, beizulegen. So wurde ich Sachverständiger. Ein bescheidenes Bild über die Wirtschaft, die einmal in bestimmten Behörden herrscht.

Hauser will durch seine Morphiniumsucht in Schulden geraten sein. Er will dafür im Monat 300 Mark ausgegeben haben und von seinem Vieferranten, einem Griechen, ordentlich gepocht worden sein. 100 Gramm dieses Gutes sollen 2000 Mark gekostet haben. Falls diese Behauptung richtig ist, muß er dem Staat mehr als dankbar für seine Inhaftierung sein; denn die in der Anstalt durchgeführte Entziehungskur ist von Erfolg gewesen.

Zu der Pensionierung dieses „tüchtigen“ Beamten soll auch das seltsame Verschwinden eines aus dem Schloß stammenden Rembrandt beigetragen haben. Hauser hat das Bild selbstverständlich nicht hehlen wollen, als er es „verbeutelt“ vier Jahre hinter einem Schrank stehen ließ. Anschließend hat er erklährt, es nach dem Tode des Direktors Geheimrat von Bode mitnehmen zu können.

Über die Menge der von ihm abgegebenen Gutachten ist keine hinreichende Klarheit zu schaffen. Die mitangeflagten Juden behaupten, daß für sie ungefähr 180 Expertisen gefertigt worden sind, der größte Teil davon für Rosenthal. Auch für die Gebrüder Luchler, Rothschild und den verstorbenen Harry Haffel „arbeitete“ der Restaurator. Eine Hand wusch die andere, entweder gab es für die Tätigkeit hohe Honorare, oder man machte halbhart. Dafür gaben die Händler, wenn die Kunden zu ihnen nicht das richtige Vertrauen lassen konnten, Hauser als Referenz auf, der andererseits dem Händler dafür wieder Kunden zuführte.

Es wurde tatsächlich Kunst „gehandelt“. Mitunter wurden die Gutachten ausgefertigt, ohne daß Hauser die Bilder

überhaupt gesehen hatte, manchmal dienten Lichtbilder als Unterlagen, auch im Dunkeln wurden sie besichtigt — wobei die angebliche Farbenblindheit weiter nicht hinderlich war. Jedes Gutachten wurde so ausgefertigt, wie es der Händler haben wollte.

In seiner Vernehmung gab der Angeklagte zu, daß es sich in allen Fällen um betrügerische Manipulationen handelte und daß alle Bilder mehr als zweifelhafter Herkunft waren. Man handelte nicht in „farbprächtigen“ Gewändern — wie sie Hauser bezeichnete — sondern nur noch in Expertisen“ zu Ende. Niemand wollte noch etwas für Hausers Gutachten bezahlen oder die von ihm begutachteten Bilder kaufen.

Die Gebrüder, die neben Hauser auf der Anklagebank sitzen, haben den gleichen Lebenslauf. Alle drei lernten in der Konfektion, alle leisteten die nötigen Offendarungsgebe, alle wurden dann Teppichhändler und wandten sich später dem „Kunsthandel“ zu. Dieses Schicksal brachte ihnen trotz der „schweren Zeiten“ so viel ein, daß sie sich große Wohnungen und repräsentable Autos leisten konnten. Rosenthal, ein Karlsbader Jude, machte heute. Zwei Jahre später eröffnete er in denselben Räumen wieder einen „Salon“, heute hat er in Amsterdam mit einem Kaffeegewinn wieder eine „Galerie“.

Zur Illustration des Profits, mit dem das Schiebertoratorium arbeitete, soll ein Fall dienen. Ein Bekannter Hausers kaufte ein Bild für 350 Mark, das von einem Großhändler Epshwags stammt. Hauser machte daraus einen „echten“ Sbitweg, den er einem Rechtsanwalt für 3500 Mark, also den zehnfachen Preis, andrehte. Erforderlich war weiter nichts, als die Abänderung des Signums, eine Arbeit, die Hauser ausführte, weil ihn der Teufel gefiel, und weil das Zeichen durch Einwachen in schlechtes Papier gelitten hatte.

Einwandfrei steht fest, daß Hauser und die Juden viele Bilder verkauft haben, die von sehr berühmten Meistern stammen sollten. Der Professor behauptet dagegen, nur „Med-Red-Meister“ in Händen gehabt zu haben, die er den Raffes für schmerz Geld andrehen half, die dann wieder nicht wußten, wie schwer der Goldrahmen sein mußte, mit dem sie den „alten wertvollen Rubens, unter der Hand für 10 Tausende“ im Herrenzimmer neben der schweren Bibliothek — „zehn Meter Bücher in Leder gebunden, möglichst mit Goldband“ — aufhängen.

Am Donnerstag kamen die medizinischen Sachverständigen zu Wort. Professor Müller-Deth stellte fest, daß Hauser infolge seiner Morphiniumsucht starke körperliche und geistige Verfallserscheinungen aufwies. Bereits im Jahre 1924 habe der Angeklagte bei der Restauration eines Ahnenbildes die fixe Idee gehabt, daß sich dieses Bild benehme und habe mit einer Pistole mehrere Schüsse auf das Gemälde abgegeben. Der Sachverständige hält die Ueberführung in eine Seilanstalt für angebracht.

Rundfunkprogramm

Säbfunf-Programme vom 21. bis 27. Januar 1934

- Sonntag, 21. Januar.** 6.35 Hamburger Hafenkonzert; 8.15 J. R.; 8.30 J. R.; 8.45 Leibesübungen; 8.45 Evang. Morgenfeier; 9.30 Feiernstunde der Schaffenden; 10.00 Rath. Morgenfeier; 10.45 Kunststille; 11.00 Aus deutschen Ödern; 11.30 J. S. Bach, Kantate: Alles nur nach Gottes Willen; 12.00 Unterhaltungskonzert; 13.00 Kleines Kapitel der Zeit; 13.15 Stunde des Landwirts: Die Ernährung der Pflanze und die Neuordnung der Wachstumsfaktoren; 13.30 Bunt und heiter; 14.35 Robin nach der Grundschule? Zwiegespräch zwischen einer Mutter und einem Berufsberater; 15.00 Nachmittagskonzert; 16.00 Bunte Kinderstunde; 17.00 Kammermusik; 18.00 Dichter aus Schwaben: Friedrich Schiller; 18.40 Golla und Schleifer; 19.00 Sportbericht, ansl. Sprunglauf der schwab. Skimeisterschaft in Wangen im Allgäu; 19.25 Klaviermusik; 20.00 Großes Konzert des Frankf. Rundfunkorch.; 22.00 J. R.; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale R. B. Sportbericht; 22.45 Schallplatten; 23.00 L. v. Beethoven: Kammermusik; 24.00 Nachtmusik; 1.15—2.10 Musik aus klassischen Operetten.
- Montag, 22. Januar.** 6.00 Morgenruf; 6.05 Morgenkonzert; 6.30 und 6.45 Leibesübungen; 7.00 J. Frühmelod.; 7.10 Frühkonzert; 8.15 Wasserstandsber. Schneef. Wetter- und Wintersportberichte; 8.25 Frauenkonzert; 8.35—8.50 Gymnastik der Frau; 10.00 R.; 10.10 Forellenausschnitt von Schubert; 10.50

Hollstied und Hiebharmonika; 11.55 B.; 12.00 Mittagskonzert; 13.15 J. R.; 13.25 Lokale R. B.; 13.35—14.30 Mittagskonzert; 15.30 Wir tragen keine Fahnen!; 16.00 Nachmittagskonzert; 17.45 Volkstum als Aufgabe; 18.00 Jugendstunde; 18.25 Franz. Sprachunterr.; 18.45 J. R. B.; 19.00 Bunter Abend; 20.00 Festkonzert des Singchors der Birrt. Staatstheater; 21.00 L. v. Beethoven: 6. Sinfonie; 21.45 Deutsche Gegenwart und klassisches Altertum; 22.00 J. R.; 22.30 Die deutschen Winterlampspiele 1934 und ihr Schauplatz; 22.35 Lokale R. B. Sport; 22.45 Kleine Unterhaltung; 23.00 L. v. Beethoven: Klavierkonzert; 24.00—1.00 Nachtmusik.

Dienstag, 23. Januar. Von 6.00 bis 10.00 siehe Montag; 10.10 Schulfunk: Wir tragen keine Fahnen!; 10.40 Klaviermusik; 11.55 B.; 12.00 Mittagskonzert; 13.15 J. R.; 13.25 Lok. R. B.; 13.35—14.30 Mittagskonzert; 15.00 Kammermusik; 15.30 Blumenstunde; 16.00 Die Urabnen des Hort-Wesell-Viebes; 16.30 Kammermusik; 17.00 Sinfoniekonzert; 17.45 Landwirtschaftsunterricht; 18.00 Stunde der Jugend; 18.25 Italien. Sprachunterricht; 18.45 J. R. B.; 19.00 Operettenkonzert; 20.00 Verteidigungswehr für Deutschland!; 20.10 Bunt ist die Welt!; 21.00 L. v. Beethoven: 7. Sinfonie; 21.40 Worte Beethovens; 22.00 J. R.; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale R. B. Sport; 22.45 Schallplatten; 23.00 L. v. Beethoven: 1. Streichquartett op. 131; 24.00—1.00 Von deutscher Seele: Gedächtnisfeier zum 130. Geburtstag des Malers Moritz v. Schwind.

Mittwoch, 24. Januar. Von 6.00 bis 10.00 siehe Montag; 10.10 Frauenstunde; 10.40 Mozart; 11.55 B.; 12.00 Mittagskonzert; 13.15 J. R.; 13.25 Lokale R. B.; 13.35 Mittagskonz.; 14.30 Vernt Kurzschrit; 14.55—15.15 Schulfunk und Schule!; 15.30 Lied. Operette, Tonfilm; 16.00 Nachmittagskonzert; 17.30 Schallplatten 17.45 Erli Garten planen — dann Garten bauen; 18.00 Stunde der Jugend; 18.25 Deutsch für Deutsche; 18.45 J. R. B.; 19.00 Jahnenweibe der Hiltlerjugend in der Botsdamer Garnisonskirche durch Reichsjugendführer v. Schirach; 20.00 Weltpolitischer Monatsbericht; 20.10 Wanderer ins Jenseits; 21.00 Ludwig van Beethoven: 8. Sinfonie; 21.30 Minna Magdalena; 22.00 J. R.; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale R. B. Sport; 22.45 Schallplatten; 23.00 L. v. Beethoven; 0.15—1.00 Nachtmusik.

Donnerstag, 25. Januar. Von 6.00 bis 10.00 f. Montag; 10.10 Trostvolle Klänge; 10.30 Die Nacht des Gefanges; 11.55 B.; 12.00 Mittagskonzert; 13.15 J. R.; 13.25 Lokale R. B.; 13.35 Mittagskonzert; 14.30—15.30 Kinderstunde; 15.40 Anecdotes und allerlei Lustiges; 16.00 Nachmittagskonzert; 17.45 Aus den Kindertagen des Films; 18.00 Warum Familienforschung?; 18.45 J. R. B.; 19.00 Märche und bunte Volksmusik; 20.00 Griff ins Heute (Kurzmelod.); 20.10 Fortsch. der bunter Volksmusik; 20.50 Beethovens Reunite; 21.00 J. v. Beethoven: 9. Sinfonie; 22.00 J. R.; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale R. B. Sport; 22.40 Worüber man in Amerika spricht; 23.00 Ludwig van Beethoven: Klavierkonzert op. 109; 23.30 Weitere Tanzmusik; 24.00—1.00 Nachtmusik.

Freitag, 26. Januar. Von 6.00 bis 10.00 siehe Montag; 10.10 Märche und Lieder; 10.50 Klaviermusik; 11.55 B.; 12.00 Mittagskonzert; 13.15 J. R.; 13.25 Lokale R. B.; 13.35—14.30 Mittagskonzert; 15.30 Fiedelkieder; 16.00 Nachmittagskonzert; 17.45 Von Schwarzwalder Uhren und Uhrmachern; 18.00 Jugendstunde; 18.25 Englischer Sprachunterricht; 18.45 J. R. B.; 19.00 Stunde der Nation: Volkslieder und Hausmusik aus zwei Jahrhunderten; 20.00 Griff ins Heute (Kurzmelod.); 20.10 Fronleichnam 1916...; 20.30 Stimmen der Zeit; 21.15 Konzert; 22.00 J. R.; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale R. B. Sport; 22.45 Schallplatten; 23.00 Nachtmusik; 24.00 bis 1.00 Vom Schicksal des deutschen Geistes: Ein deutscher Kaufmann auf der Suche nach Troja.

Samstag, 27. Januar. Von 6.00 bis 10.00 siehe Montag; 10.10 Lustige Schlieder; 10.30 Wochenendpotpourri; 10.50 Uebertragung d. Eröffnungsfeierlichkeiten der Grünen Woche, Anfrache: Reichsernährungsminister Darré; 11.55 B.; 12.00 Mittagskonzert; 13.15 J. R.; 13.25 Lokale R. B.; 13.35 Mittagskonzert; 14.30 Jugendstunde; 15.10 Vernt morgen!; 15.30 Handharmonikamuzik; 16.00 Nachmittagskonzert; 18.00 Stimme der Grenze; 18.20 Wochenchau; 18.35 Warum haben wir verschiedene Stromarten, Spannungen und Stromstärke?; 18.50 Saarländische Umchau; 20.10 Bunter Abend; 22.00 J. R.; 22.20 Lokale R. B. Sport; 22.35 Alte Tänze; 22.50 Garnisch-Partenkirchen am Tage der Weltmeisterchaft im Biererbob; 23.25 Fortf. der Tanzmusik; 23.40 Das Mikrophon im Münchener Fasching; Auf dem Pressefest; 24.00—1.00 Neue Tänze; 1.00—2.00 Nachtmusik.



44) „Nichts weiter hat das zu bedeuten, als daß ich den Herrn Konsul vor der Heirat bewahrt habe. Loseisen nennt man das. Herr von Gellert. Das war Absicht, nicht für heute, für später vorgesehen, aber es klappte und der Herr Konsul ist vor einer schlechten Ehe bewahrt! Das hat es zu bedeuten! Nichts weiter, und gar nichts weiter!“

Sie sagte das sehr energisch, mit blühenden Augen. Ihre Stimme war wieder ruhig.

Der Konsul sah sie an und wollte dann sprechen, aber sie hat ihn: „Bitte sagen Sie nichts, ich will nichts hören!“ Da nickte er ihr ernst zu.

„Ich will jetzt einmal mit meiner Mutter reden.“ Er verließ den Saal.

Peter stand immer noch vor Hanni. „Fräulein Hanni, nichts weiter?“

„Nein, nein, nichts weiter! Und jetzt tanzen Sie, dort steht die Lotte, ich werde mich jetzt um das Grammophon kümmern.“

Peter sah ihr nach, und als gleich darauf ein Straußfischer Walzer erklang, da tanzte er mit der Lotte.

Beim Tanz haben ihn die blauen Augen so freundlich an, daß er nicht umhin konnte, auch recht zärtlich zu blühen, daß sich das reizende Gesichtchen rot färbte und Herr Peter feststellte, daß diese Lotte doch eigentlich ein reizendes Mädchen war.

Hanni's Entbehrung ihm plötzlich zu gefallen. Es lag Entschlossenheit in ihrem Handeln.

Und er begann der Lotte alles zu erzählen. Das Mädel begriff ihn sehr reich und fand Hanni tapfer. Sie fragte ihn über die verlassene Braut und gestand Peter, daß sie ihr nicht gefallen habe.

„Ich möchte nur“, sagte Peter, „daß Sie nichts falsches von uns oder Fräulein Junghanns denken. Wir sind zusammengekommen, um einen fröhlichen Tag zu verleben, nicht um Abenteuer zu erleben. Ihre Frau Mutter hat erlaubt, daß Sie unter uns sind und wir wollen Sie nicht enttäuschen.“

Lotte war ihm dankbar für die Worte.

Und alles ging fröhlich seinen Gang weiter. Das kleine Intermezzo wurde so rasch vergessen wie es gekommen war.

Hanni sah beim Grammophon in lustiger Unterhaltung mit den beiden alten Herren zusammen. Der Konsul hatte seine Mutter, die mit Thea fortgefahren war, nicht mehr angetroffen und kam auch zurück und setzte sich zu ihnen.

Ganz unbefangen trat ihn Hanni's Blick, die außer Laune zu sein schien. Das ärgerte ihn etwas, denn ihm war der Ruf ein Erlebnis gewesen, das er nie vergessen würde.

Alles zog ihn zu dem schönen Mädchen, er wollte sie festhalten und besigen, wollte sie zu seiner Frau machen, aber sie hatte antwortet: „Nichts weiter!“

„Liebt sie dich?“ fragte er sich, und die Frage quälte ihn. Am liebsten hätte er das Mädchen seiner Wahl genommen und hinausgetragen in die Einsamkeit der Nacht, um mit ihr Auge in Auge Zwiesprache zu halten und mußte doch hier sitzen und fröhlich sein, als sei nichts geschehen. Aber er rief sich zusammen. Hanni's Blick hat ihn darum.

Erwin war auch herbeigekommen und bot Hanni um einen Tanz. Sie sah sein trauriges Gesicht, er tat ihr leid.

Mitten im Tanz fragte er vorwurfsvoll: „Warum haben Sie sich von meinem Bruder küssen lassen?“

„Es war nur ein Scherz... nein, etwas anderes, das Ihnen Ihr Bruder selbst erzählen wird. Ich habe nichts mit dem Herrn Konsul. Morgen werde ich genau so wie immer meine Arbeit tun und es bleibt nur die Erinnerung an einen schönen Tag zurück.“

Erwin schien erleichtert. Er war übrigens ein ganz hübscher Burche, wenn nur die große Unsicherheit nicht an ihm gewesen wäre. Die brachte es mit sich, daß man ihn überall nicht für voll nahm. Dabei war er geistig und in seinem Veru recht tüchtig. Ein sehr guter Geschmack zeichnete ihn aus. Es fehlte ihm nur eins: Persönlichkei.

„Dann ist ja alles gut. Ach, Fräulein Junghanns, Sie wissen ja nicht, wie ich Sie verehere!“

„Das dürfen Sie schon!“ sagte sie auf seine schwärmerische Aeußerung hin. „Aber seien Sie bitte so nett und sagen Sie nicht, daß Sie mich heiraten wollen!“

„Sie haben wohl...“

„Meine Freiheit liebe ich, ich bin ja noch so jung. Herr von Gellert, ich will mir Zeit lassen. Erst will ich einmal etwas leisten. Ein hübsches Gesicht haben und geheiratet sein wollen, das ist mir nichts. Das mögen die anderen tun. Ich finde, das Leben ist so interessant, daß man es sich in der Jugend ein wenig betrachten soll. Meinen Sie nicht, Herr von Gellert?“

„Gewiß, o ja. Sie haben recht! Aber... ich werde warten, bis Sie Sehnsucht nach einem schönen Heim haben.“

Hanni seufzte. Ach, dachte sie, ist denn die ganze Welt verdröhrt, warum wollen mich die Männer alle partout heiraten, ich will ja nichts von ihnen, als mit ihnen Seite an Seite schlafen zu dürfen. Weiter nichts als das. Warum ist das nur nicht möglich?

Fortsetzung folgt

VOLK UND HEIMAT

Vollstum im Rampenlicht

Vor kurzem hat sich ein hervorragender Nationalsozialist gegen die Verflüchtigung des bayerischen Vollstums gewendet. Das Reichspropagandaministerium ist von einer amtlichen bayerischen Stelle ersucht worden, diesem Unfug ein Ende zu machen. Es gibt in Deutschland kaum eine größere Stadt, in der nicht die bayerischen Sitten und Gebräuche in einer wenig geknackten, verzerrten und aufdringlichen Form der Öffentlichkeit vorgeführt würden.

Wer die vielgestaltige Eigenart der deutschen Provinzen und die kulturellen Besonderheiten deutscher Stämme aus einem aufrichtigen und ernsten Nationalgefühl liebt, wird die Aufforderung, die Bayern an das Propagandaministerium gerichtet hat, mit Freuden begrüßen. Die Sucht, aus der Eigenart einer Provinz Kapital zu schlagen und die sittlichen Werte einer besonders gearteten Landschaft in einer leichtfertigen und schablonenhaften Form herauszustellen, reicht sehr weit zurück. Im Grunde genommen ist die öffentliche Zurückhaltung von besonderen Bräuchen und charakteristischen Stammesmerkmalen eine Entweihung und Verwässerung des echten und wahren Vollstums. Es liegt darin eine ungeheure Gefahr. Kulturelle Eigenschaften und Werte, die einer Provinz das überlegende Gepräge natürlicher Anmut, Schlichtheit und Einfachheit verleihen, verlieren, wenn sie aus dem Boden der Landschaft und aus der Atmosphäre ihrer Heimat herausgenommen werden, nicht nur ihren ursprünglichen Charme, sondern erhalten oft einen recht komischen Anstrich. So wird aus der ungezwungenen Bewegung eine genau abgezeichnete und auf Wirkung berechnete Gebärde. Was in der Luft der Heimat als ungemollter Ausdruck und selbstverständliche Lebensform erscheint, wirkt auf der Bühne, im Kabarett und im orientalischen Zirkus oft abstoßend und befremdend.

Es ist unmöglich, ein echtes und originelles Vollstum mit all seinen feinsten und heimatischen Besonderheiten zu verpflanzen. Nicht einzelne von einander streng abgegrenzte Eigenheiten sind es, die den ursprünglichen Charakter einer Provinz bestimmen. Es ist ein Urding, einzelne besonders wirksame Züge aus der Gesamtheit von Tradition und Gegenwart, Kultur und Brauch, Klima und Geschichte loszulösen. Wenn man dies unternimmt, entsteht in den meisten Fällen ein vollkommen schiefes und unrichtiges Bild, das als plumbe Nachahmung des Originals wirkt. Der Lebensstil einer Rasse hat nur dann etwas Überzeugendes, wenn er aus einer naiven Haltung entspringt. Sobald er sich aber seiner Schönheit und seines besonderen Reizes bewusst wird, ist es mit der Ursprünglichkeit ein für allemal vorbei.

Seider haben die Reaktionen der letzten Jahre für die Besonderheit und Vielgestaltigkeit des deutschen Volkslebens wenig Verständnis bewiesen. Es ist ein bezeichnender Beweis liberaler Gesinnungslosigkeit, daß man die Frage des Vollstums vernachlässigt und es jedem erlaubt, als Herold und Verkünder deutscher Lebensart aufzutreten. Man frage nicht viel, ob die Verzerrung und Verfälschung des nationalen Wesens dem Volksganzen schaden könnte. Dem Volkstümlichen und aristokratischen Snobismus jener Männer, die damals am Ruder waren, war es gleichgültig, wenn die deutsche Kultur als wohlfeiles Amüsement einer untrübsamen und sensationellsten Menge dargeboten wurde. Man kümmerte sich nicht viel darum, in welchen Formen sich das wirkliche Leben der deutschen Bauernschaft abspielte. So wurde das Vollstum im Laufe der Zeit zu einer Angelegenheit der bierfreundigen Konzerthallen und zu einer Nachfrage des überfeinerten Gesellschafts, der sich bei den rauschenden Rhythmen eines Schabladlers oder bei den kunstvollen Follern einer eleganten Semmerin von den gewohnten Sensationen des Alphaltes erholen wollte. Damit drohte der Ernst und die Heiligkeit des wahren Vollstums in eine Volksbelustigung umzufließen und zu einer billigen Komödie auszuarten. Von der herben Luft der Heimat und dem ursprünglichen Dialekt ihrer Bewohner war nichts mehr zu verspüren. Sobald man erkannt hatte, welchen besonderen Eigenheiten die Öffentlichkeit ihr Interesse zuwendete, wurden diese kulturellen Merkmale übertrieben und ins Unnatürliche gesteigert.

Es ist sehr erfreulich, daß der echte Nationalsozialismus diesen Unfug mit klarer Entschiedenheit ablehnt. Man sich auch die öffentliche Vorführung deutscher Provinzen und ihrer Gebräuche oft in recht darmlosen Formen abspielen, so ist es im Grunde genommen grundsätzlich nichts anderes als eine, wenn auch unbewusste Ausbeutung der reinen und heiligsten Gefühle. Einem wirklichen Bauern, gleichgültig aus welcher Provinz er stammt, würde es niemals einfallen, auf der Bühne zu erscheinen, um sich anzukleimen zu lassen. Er lebt sein besonderes Leben in der Abgeschiedenheit und Stille seiner Heimat, ohne sich um den lauten und lärmenden Verkehr zu kümmern. Er leidet so, vielleicht ohne es recht zu wissen, aus einem einfachen inneren Drange, aus der angeborenen Art seines Blutes, die wertvollste Kulturarbeit, die man sich nur wünschen kann. So wie das Vollstum im Rampenlicht erscheint, theatralisch gesteigert, genormt, verzerrt und geschminkt, ist es in Wirklichkeit nicht. Der wahrhaftige deutsche Mensch verrichtet seine Arbeit, ohne mit feiner Eigenart u. seiner Kultur zu liebäugeln. Unerschöpflich ist die Fülle der überlieferten Kulturwerte, die wir in Deutschland besitzen. Und unerschöpflich ist das Leben des wirklichen schaffenden Volkes. Es ist ein Verbrechen, sich an diesem Volke zu versündigen, indem man seine Gebräuche zur Programmnummer herabwürdigt.

Der Nationalsozialismus sorgt dafür, daß auch die letzten Ueberreste einer veralteten und lebensunfähigen Weltanschauung verschwinden. Wenn man früher neben einer sensationellen Regenschan zu gleicher Zeit die „humoristische“ Vorführung deutschen Kulturbens gestattete, so wird dies ein für allemal aufhören. Gerade in dieser ersten Zeit, da alle ethischen und sonstigen Kräfte eingesetzt werden müssen, um das deutsche Volk wieder zu einer wirtschaftlichen und kulturellen Höhe zu führen, geht es nicht an, die schöpferischen Kräfte, die im Heimatboden enthalten sind, durch solche Verzerrungen und Entstellungen der Stammesmerkmale zu schwächen.

Sotes Brauchtum

Von Dipl. Landwirt H. Zimmermann

... nicht alle Bräuche sind wert, erhalten oder gar wiedererweckt zu werden...

Die in unseren Tagen so erfreulich gewachsene Erkenntnis von der Bedeutung eines körperlich und seelisch gesunden Bauerntums für die Zukunft der Nation befundet sich nicht zuletzt in dem Wunsch nach Wiedererweckung einer eigenständigen bayerischen Kultur, deren Sonderheit und Eigenart in den sinnvollen, meist uralten Bräuchen der verschiedenen Stämme und Landschaften am sinnfälligsten zum Ausdruck kommt. Eine ganze Reihe staatlicher und ständischer Stellen widmen sich der Pflege heimatischer Brauchtums.

Die Begeisterung, mit der alle Beteiligten daran gegangen sind, mit dem bayerischen Brauchtum uraltes deutsches Volks-

gut wieder lebendig werden zu lassen, läßt vielleicht da und dort Gefahren übersehen, vor denen es rechtzeitig zu warnen gilt. Vor allem darf die Tatsache, daß in weiten Gebieten unseres Vaterlandes kaum mehr kümmerliche Reste alten Brauchtums sich erhalten haben, nicht dazu führen, daß um nur etwas zu retten, eine weniger scharfe Auscheidung nach erhaltungswürdigem und sterbensreifem Brauchtum Platz greift; denn nicht alle Bräuche sind wert, erhalten oder gar wiedererweckt zu werden und nicht alle, die der Vergessenheit anheimgefallen sind, waren dem Niedergang bäuerlicher Kultur zum Opfer gefallen, sondern gar viele haben daran, daß sie ihren Sinn verloren hatten, andere, weil sie, zu Mißbräuchen entartet, von den Behörden verboten werden mußten. Diese Entwicklung ist auch in der Gegenwart nicht abgeschlossen und planvolle Vollstumsarbeit dürfte durchaus nicht davor zurückschrecken, von sich aus diesen oder jenen Brauch dem verdienten Untergang zuzuführen.

Viele Bräuche verdanken ihre Entstehung der in vergangenen Jahrhunderten noch viel lebendigeren Erinnerung an die vordringliche, germanische Zeit unseres Volkes, viele hängen zusammen mit längst überwundenem Aberglauben aus vergangenen Epochen. Ein Brauch, der diese beiden Gesichtspunkte am schärfsten verkörpert, ist, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, die in manchen deutschen Gegenden noch übliche „Feier“ der Raubnächte. Welcher junge Bursch aber der sich heute auf dem Dorfe an dem wüsten Barm und manchmal gar großen Schabernack in der Raubnacht beteiligt, weiß noch, daß dieser uralte Brauch mit der Vorlesung von Wobans wildem Gedicht verbunden war? Was Wunder also, daß dieser einst sinnvolle Brauch zu einer leeren „Gaudi“ mit oft rohen Späßen, die zuweilen nicht einmal vor der Schädigung von Gesundheit und Eigentum halt machen, herabgefallen ist. Diesen Brauch wieder mit seinem rechten Sinn zu erfüllen, ist naturgemäß unmöglich, eine Erhaltung des Brauches da, wo er im Aussterben begriffen ist, daher sicher nicht angebracht. Dieses ein Beispiel ließe sich leicht um Dutzende vermehren.

Eine andere Frage heißt Antwort darauf, ob ein Brauch um des Brauches willen noch gepflegt wird, oder lediglich mehr zur Schau gestellt worden ist, einer Gemeinde oder einem Wirt Geld bringen, der Werbung für den Fremdenverkehr dienen soll. Mander schöne alte Brauch verdient seine Wiedererweckung in den letzten Jahren lediglich solchen Erwägungen, ist aber damit kein Stück Vollstum mehr, das aus kulturellen Gründen gehet werden müßte, sondern bestenfalls eine Angelegenheit, die die Organisationen des Fremdenverkehrs interessieren mag. Ein betrübendes Beispiel für diese Entartung der Brauchumspflege sind die in verschiedenen Städten veranstalteten Volksliedermittelwette, Preisjodeln und Kreisanzug-„Konkurrenzen“, die nicht selten das Niveau von Tinseltanz-Vorstellungen aufweisen. Nicht weit davon entfernt sind die heiler, heimatsverwurzelt, die innere Einfühlung befähigen, die Spieler meist gar keine Bauern mehr sind und sich nicht scheuen, eine Karikatur des Bauernlebens und des Bauerntums auf die Bühne zu stellen. Derartige Bauernbühnen haben keinen Anspruch auf Förderung durch ernste Vollstumsarbeit. Typisch für diese, echte bäuerliche Sitte und Brauch in Mißkredit bringenden, auf nackten Gelderwerb ausgehenden Unternehmungen ist das gemeinsame Kennzeichen, daß sie sich herabwürdigend, den Bauern in einer Darstellung zu zeigen, die man als „gefehrt“ bezeichnet. Wenn man sich vor Augen hält, daß dieses Börtchen eine Dialektform von „geschoren“ ist und das „Geschorensein“ bei unseren germanischen Vorfahren den Slaven kennzeichnet, so ist damit das Urteil über derartige Bühnen schon gefällt.

Diese Auswüchse könnten am wirksamsten bekämpft werden durch die Förderung wirklicher Bauernbühnen, deren Darsteller, heimatverwurzelt, die innere Einfühlung besitzen, die herrlichen Bauerngefallen deutscher Heimatdichter den Zuschauern zum Erlebnis werden zu lassen. Vielleicht erwüßte aus dem so gereinigten neuen Bauerntheater sogar der deutsche Dichter, der dem echten stolzen Bauern der Zukunft Vorbild und Formung gäbe.

Zum Brauchtum gehört auch das Tragen der Vollstracht. Ihre Verwendung im Alltag oder wenigstens an Feiertagen zu fördern, ist vordringliche Aufgabe der Heimatpflege. Doch darf man sich auch da nicht scheuen, Hindernisse zu beseitigen; diese liegen vor allem darin, daß viele dieser Vollstrachten infolge ihrer Unbequemlichkeit, ihrer veralteten Machart und manchmal grotesken Formen keine Gegenliebe bei der Bevölkerung mehr finden können. Andererseits finden wir, daß Trachten, die selbstam und brauen sind, heute noch ohne Rücksicht auf Erhaltung haben, ja sogar in der städtischen Bevölkerung Eingang gefunden haben, wie etwa die Tracht der Gebrüder, wobei zu betonen wäre, daß die farbenprächtigsten „Dirndl“-Mädeln in den Schaufenstern großstädtischer Kaufhäuser mit der wirklichen Tracht der Gebrüder gar nichts zu tun haben. Das Tragen von Vollstrachten als Faschingsmaskierung sollte unterbunden werden.

Diese Betrachtungen würden an einem der wichtigsten Punkte vorbeigehen, wenn sie nicht die Notwendigkeit erwähnten, mit der Pflege des Brauchtums der verschiedenen deutschen Landschaften solche Männer zu betrauen, denen Vollstum und Sitten derselben durch eigene Abstammung oder langjährige Sehaftigkeit vertraut sind, weil nur solche Männer die unerlässliche innere Verbindung mit dem Bauern und Bauern in dem Dorfe bekommen. Hüter des Vollstums bedürfen der Verwurzelung mit Blut und Boden in der engeren Umgebung der deutschen Stämme und Landschaften.

Vom Schwarzwälder Holzlettschen

Wenn es im Schwarzwald viel Schnee hat, die Wälder und Berge tief zugehüllt sind, ruht die Arbeit im Walde. Die Holzmacher und Kulturer sind zu Hause. Nun darf man nicht glauben, die Schwarzwälder sitzen dauernd hinter dem Ofen und heißen ihrem Herrgott bei Moß und Speck den Tag ab. Nein! Unsere Schwarzwälder sind fleißige Leute, die auch den Winter, Schnee und Kälte nicht fürchten. Wer sich einmal davon überzeugen will, wie mutig die Schwarzwälder im Winter an ihre Arbeit sich machen, der gebe einmal mit hinauf in die tief eingeschneiten Walddörfer, wenn der Schnee so recht unter den genauesten derben Schuhen kracht und den Männern der Schanzarbeit zusammenfriert. Für die Arbeit des „Holzlettschens“ ist vor allem der Schwarzwald in den Höhenlagen zwischen 400 und 1000 Meter beschränkt, wo die Dörfer tief liegen und das Holz hoch droben von oft unzugänglichen Wäldern geholt werden muß. Besonders in unserem nördlichen Schwarzwald, in dessen eng verschlungenen Tälern viele Dörfer liegen. Vielleicht ist es vielen Schwarzwaldwanderern schon aufgefallen, daß an den Bäumen große Bengelholzbeigen „Äsen“, andererseits aber auch an den Abfuhrwegen oder an den Hauptwegen Weigen von Scheit- oder Sterholz, nicht selten tief nach dieses Holz mit Absicht auf den Winter liegen. Weil es vom Dorf so weit entfernt ist, will man warten, bis es genügend Schnee hat und dann wird es mit dem Hornschlitten zu Tal geschlittelt.

Früher, als das Sterholz, ja als das Langholz noch nicht mit Autos, sondern mit Fuhrwerken geholt wurde, blieb im Wald oft viel Holz, das dann über den Winter zu Tal geschafft wurde. Wo man mit dem Vieh nicht hin konnte, d. h. mit dem Schleifschlitten, kamen kräftige Schwarzwaldburschen, die selbst Stammholz mit Baggen und Geschick zu Tal schleiften. Diese Arbeit wird heutzutage noch ausgeführt, eben weil das Holz zeitig abgeführt werden kann. Nur, wenn wir mal von Maria Empfängnis bis in den März hinein einen schneereichen Winter hatten, ähnlich wie anno 1886/87 und wenn die Sägemühlen in Druck lämen, dann wäre es möglich, daß man zu dieser altväterlichen Transportweise greifen müßte. Dagegen werden heute aus häuslichen Ersparnisgründen in vielen Schwarzwalddörfern die „Äsen“ gefehlt, erst recht natürlich das anfallende und im Wald noch stehende eigene Brennholz, Heu und Dung.

Das „Äsenlettschen“ ist nicht selten gefährlich, denn wie diese „Erwet“ von den Wäldern ausgeführt wird, ist sie nicht gerade einfach. Die Äsen werden im Wald zerlegt auf eine entsprechende Länge. Meist lenken zwei kräftige junge Burschen die Äse auf der Rutschfahrt zu Tal. Die kann flott vor sich gehen, aber auch mit Hindernissen und Gefahren, je nach der Bahn. Ist die Bahn nicht vereist, „verrutscht“, wird der Äsenstamm ungefeilt zu Tal gebracht, meist bis an die Dorfsägemühle. Ist aber die Bahn vereist, dann muß eben dem Äsenstamm eine Fessel umgelegt werden. Man könnte diese Fessel auch Bremsen nennen. Nun kann es leicht vorkommen, daß die Äse reißt und dann gibt es natürlich nicht selten eine regelrechte „Todesfahrt“ zu Tal. Meist wollen die Äsenlettschen den dickhäutigen Stamm nicht fahren lassen, oft auch aus Gründen, um andere nicht in Gefahr zu bringen und so nehmen sie es wagemutig an. Aber, aber, wenn die Wälder zu schnell geht und die Reißer sich nicht mehr losmachen können, kann so eine Talfahrt böse ausgehen. Schon manchen Wälder trug man tot oder schwer verletzt, mit Beinbrüchen und Verstauchungen heim. Andererseits ist das Äsenlettschen eine Winterarbeit, das die jungen, kräftigen Schwarzwaldburschen reist. Und nun will ich erzählen vom richtigen Holzlettschen mit dem traditionellen Schwarzwälder Hornschlitten. Für kurze Zeit wollen wir zunächst dem Schlittenmacher im Schwarzwald ein kurzes Wort machen. Das ganze liebe Jahr über ist der Schlittenmacher bei seinem einfachen Handwerk. Braucht nicht gerade in seiner rautigen Werkstatt sitzen und Schlitten machen, aber er muß die Augen offen halten, damit er recht viel krumme, wie türkische Kriegsmesser gebogene ahornene oder zähhühene Bäume erntet, die ihm dann vom Förster angewiesen werden. So einen richtigen Schwarzwälder Hornschlitten zu machen, ist auch eine Kunst. Denn dazu darf nicht ein einziger Nagel oder eine Schraube oder sonst ein Eisenstück verwendet werden. Alles ist aus Holz, selbst die Ägel und die „Äsen“. Der Laie wird sagen: eine Konstruktion mit Eisenstücken könnte doch besser, dauerhafter sein. Gewiß. Aber warum die Schwarzwälder Hornschlitten nach uralten Schlittenmachertraditionen angefertigt werden, hat seine wichtigen Gründe. Der Hornschlitten muß zunächst viel Holz tragen, bis zu einem Ster. Er muß möglichst leicht und wenig und, wenn es zu einem „Bruch“ kommt, nachgiebig sein, d. h. die Äsen müssen nachgeben und der Schlitten im schlimmsten Fall zerbrechen. Eigenartig und doch richtig. Mander Holzlettscherunfall, der genauig ausseh, verließ nur deshalb harmlos, weil der Schlitten nicht in sich fest vernietet oder verschraubt war, sondern leicht nachgab. Vant also schon der Schwarzwälder Schlittenmacher die Hornschlitten nach bestimmter erprobter Ueberlieferung, wird auch das Holzlettschen nach alten Erfahrungen durchgeführt. Und es klingt etwas eigenartig, ist aber Tatsache, was dem Holzlettschen bei einer gefährlichen Schlittenbahn zur Gefahr werden kann, ist weniger das Holz, d. h. der hölzerne, einfältige Hornschlitten in seiner altväterlichen Konstruktion, sondern die aus Eisen geknüpfte „Hundelette“. Ja, da werden die Städler staunen, daß die Schwarzwälder Holzlettschen für den Schlitten eine „Hundelette“ brauchen. Das ist so: Hat der Holzlettschen droben den Hornschlitten bis zur Spitze der Äsen vollgeladen und er fährt bergab, dann muß er den schwerbeladenen Schlitten, vor allem bei einer spiegelglatten Bahn, abbremsen. Das „Bündel“ oder der „Hund“ ist nämlich ein ausgefeiltet Bündel Holz, das mittels einer starken Kette, der sogenannten „Holzlettschen-Hundelette“, hinten an den Schlitten angehängt wird. Die Kette ist die Hauptsache, denn sie muß tragen und das Holz, der „Hund“, gibt die entsprechende Belastung dazu. Das Anlegen des Hundes ist eine sehr wichtige Sache und es gehört Erfahrung dazu. Die Verwahrung der Kette ist nicht minder wichtig und auf Holzabfuhrwegen, wo die Holzlettscherei flott im Gange ist, wo oft mehrere Dutzend Holzlettschen bergauf trüppeln und viele, viele bergab fahren, schaut einer nach altväterlichem Brauch auf den anderen. Wird bei einem Holzlettschen bemerkt, daß sein Hund nicht hält und ist die Wälder gefährlich, so ertönen laute Rufe und der Holzlettschen weiß sofort, woran er ist.

Zum Holzlettschen gehört neben einem äußerst kräftigen Körper auch Mut, Geschick und Erfahrung. Aber die Schwarzwälder Väter sorgen schon dafür, daß ihre Söhne mit dem Holzlettschengehirn umgehen verstehen. Kaum den unteren Schullassen entwachsen, müssen die Schwarzwälder Buben schon mit ins Holzlettschen, meist müssen sie dem „Batter“ oder dem großen Bruder die „Kette“ tragen und beim Anlegen des Hundes auf dem „Hund“ stehen und selbst die laufende Talfahrt mitmachen. Ist der Schwarzwälder Bub dann aus der Schule, bekommt er nicht selten vom Christkind einen eigens für seine Schultern gemachten Hornschlitten und den trägt er dann ebenso selbstbewußt wie sein Vater hoch hinauf. Welch eine königliche Freude, wenn so ein junges Schwarzwaldbübchen „s erste Rot“ den mit Holz beladenen Hornschlitten sicher zum Tal führt! Die Freude dabei ist manchmal so groß wie sie dasmal war, als er den ersten Schritt allein vollführte oder zum erstenmal den Weg in die Schule machte.

Wenn der Schwarzwaldwinter recht auffällig ist und auch gar nicht weichen will, werden die Hornschlitten auch zum Mistlettschen benötigt. Das Mistlettschen wird meist im Dorf ausgeführt, denn um die Zeit ist der Durchbau groß genug und hat auch schon, wie ein alter Schwarzwälder Volksausdruck sagt, „gebalzt“. Da herrscht dann in so einem Schwarzwaldort Leben, wenn mit den Schlitten Mist gefehlt wird. Was für schöne rote Bäcke da nur ein Schwarzwälder Maibel runtragen. Alles kommt vom Mistlettschen. Meist wird beim Holz- und Mistlettschen gegenseitig ausgeholfen. Der „Ankünstler“ zeigt jedenfalls immer gern seine hohe Kunst im Führen des Hornschlittens auf laufender Talfahrt und jubt, wie das immer lauter ausklingt, wenn hinten auf dem Hund seine Allerbeste steht und je nach dem Fabriempfinden oder ihren Neibsten bittet, das Tempo zu verringern. Und bums, schon manchmal lag der Hornschlitten mit der Bube u. mit dem Maibis im Schnee. So fehlt bei der Winterarbeit der Schwarzwälder auch die Frohstun u. Scherz. Von den herrlich schönen Hornschlittenpartien beim Lichtgang hab' ich jetzt erst noch nichts erzählt. Darüber ein andermal was. Rochus Dörner.

